



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Marie von Olfers.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

historisch beglaubigte und erfundene, irgendeiner Person ganz willkürlich beigelegte Mottoes bunt durcheinander; eine schwierige Aufgabe wird es freilich sein, den Beweis der Echtheit in jedem Falle zu führen, doch sollte bei einer folgenden Auflage wenigstens der Versuch dazu gemacht werden, vorläufig sind zu einer historischen Sichtung nur an sehr wenigen Stellen schwache Anfänge gemacht. So sind z. B. die Mottoes der deutschen Kaiser, welche unter den Kaiserbildern in Römer zu Frankfurt angebracht sind, sämtlich ohne irgendwelche Bemerkung aufgenommen, wiewohl ein guter Teil der älteren frei erfunden ist. Ferner wäre es erforderlich, daß in den Anmerkungen stets darauf hingewiesen würde, ob die Devise von der betreffenden Person wirklich im Leben geführt worden ist, oder ob sie nur auf ein einzelnes vorübergehendes Ereignis Bezug hat. Ebenso wünschenswert wäre die Angabe, ob der Spruch sich in einem Stammbuche findet oder auf Münzen, Medaillen, Siegeln und dergleichen. Von Johanna D'Arc sind fünf Wahlsprüche verzeichnet; es ist uns nicht gelungen, auch nur von einem einzigen zu erweisen, daß ihn die Jungfrau geführt habe, bei einigen ist es klar, daß sie nur auf späteren Denkmünzen angebracht waren. Die Quelle von dergleichen unhistorischen Devisen sind wohl meist die am Ende des sechzehnten und am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zahlreich erschienenen Sammlungen von Emblemen, welche in willkürlichster Weise Fürsten und hervorragenden Personen des Mittelalters und der Reformationszeit Devisen und Sentenzen beilegen.

Im übrigen wird das Dielitzsche Werk, namentlich beim Auffuchen von Familiendevisen, schon vermöge seiner Reichhaltigkeit und seiner praktischen Anordnung, die besten Dienste leisten.



Marie von Olfers.



an kann nicht sagen, daß heutzutage zu wenig rezensirt würde; im Gegenteil, nur zuviel. Jedes Lokalblättchen in jedem kleinen Nest hat seine Rubrik für „Literatur, Kunst und Wissenschaft.“ Und doch giebt es Erscheinungen, von denen man sehr wenig sprechen hört, so wertvoll sie auch sind und so gern man sich über sie unterrichten ließe. Das kommt daher, daß auch die Kritik ihre große Heerstraße hat. Nicht daß etwa alle Kritik wirklich bloß der Kameraderie entspränge, obgleich dies natürlich zum großen Teile der Fall ist, im Grunde von jeher so war und bis zu einem gewissen Grade auch eine Art von Berechtigung hat; aber auch in der Kritik giebt's eine Mode und eine allgemeine

Voreingenommenheit. Da giebt es Bücher, die gleich bei ihrem Erscheinen auf dem Büchermarkt eine ganze Flut von Artikeln hervorrufen; jede Zeitung hält es für ihre Pflicht, diese Bücher zu besprechen. Über andre dagegen, die einem oft der Zufall in die Hände spielt, und die man nach wiederholter Lektüre immer mehr lieb gewinnt, wird geschwiegen. Warum? Ist der Autor zu stolz, um selbst nach Rezensionen zu streben, wie es so oft geschieht? Oder ist sein Buch zu apart, zu eigentümlich, um auf den ersten Blick aller Welt zu gefallen? Es pflegt sich beides häufig zu vereinigen.

Auch mit den Büchern der Frau Marie von Olfers scheint es sich so zu verhalten. Außer einer Besprechung, die Friedrich Spielhagen ihren *Novellen** in seinen „Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans“ (S. 245 bis 257) gewidmet hat und die schon aus dem Jahre 1876 stammt, ist mir keine andre Kritik darüber begegnet, und ihr neuestes Werk: *Simplizitas***) habe ich auch noch nirgends besprochen gefunden. Es sei daher der Versuch gemacht, den Fehler gut zu machen.

In die eigentümlichen Reize der Poesie dieser Dichterin muß man sich erst nach und nach hineinlesen. Sie hat auf den ersten Blick nichts Fesselndes, und das, was man zuerst merkt, sind eben keine Vorzüge. Ihre Sprache ist die schlichteste und entstammt dem alltäglichen Leben; die Diktion läuft in kurzen Sätzen dahin, die sich gern zu sinnreichen aphoristischen Gnomen zuspitzen, aber eben deswegen den raschen Fortgang hemmen. Sie hat eigentlich keine große Erfindungsgabe, die Handlungen sind weder besonders originell, noch besonders verwickelt. Auch die Form der Komposition weicht von der üblichen Novellenform ab; wollte man nach Heyfeschem Gesetz den Inhalt ihrer Geschichten in einem Satze wiedergeben, man wäre gar sehr in Verlegenheit. Gleichwohl giebt es auch bei ihr in jeder Erzählung eine Pointe, den „Falken,“ den Heyfe in der Peripetie der Novelle fordert. Aber sie arbeitet nicht klar darauf los; vielmehr hat man das Gefühl, daß die Erzählerin, wenn sie beginnt, das Ende der Geschichte noch nicht kenne.

Es ist ihr überhaupt nicht um die „Geschichte,“ die spannende Fabel zu thun, sie will ganz wo anders hinaus; alles zielt bei ihr auf die Darstellung des Zuständlichen, das sich Schritt für Schritt ablöst und mit ungemeiner Innigkeit durchgeföhlt wird. Ihr ganzes Sinnen ist vertieft in die Charaktere, deren innerstes Wesen sie intensiv föhlt, sobald diese einmal vor ihrer Phantasie aufgetaucht sind, und die sich nun mit großer Konsequenz „ausleben,“ ganz nach eigenem Belieben und Müssen, wozu die Erzählerin, wie es scheint, selbst gar nichts hinzuthun kann, deren Entfaltung sie aber aufs genaueste, in feinsten psychologischen Fortschritten, wenn auch bei größter Freiheit in der Behandlung

*) *Novellen*, 1872; *Neue Novellen*, 1876. Berlin, Wilhelm Herz.

***) *Ebenda*, 1884.

der Zeit, verfolgt. Und darin liegt der eigentümliche Reiz ihrer Novellen: in der Fülle und Innigkeit des Gemütslebens. Ihre Phantasie ist ungemein konkret, sie ist auch nichts weniger als hochfliegend, sie erhebt sich durchaus nicht mittelst literarischer Bildung über die Sphäre des bürgerlichen Kleinlebens und seiner Konflikte. Sie schildert in dem Juwel „Frau Evchen“ ein Ehepaar mit ganz märchenhaft unbestimmter Zeit und Ortsumgebung, das lange glücklich lebt, wobei das zarte, aber arbeitsfrohe Frau Evchen ganz in dienstbarer Liebesthätigkeit für ihren großen, starken, aber außer seiner Berufsarbeit unbeholfenen Mann und die ihm nachgeratenen Kinder aufgeht, bis sie durch Einblick in ein anderes Familienleben zum Bewußtsein ihrer fast slavischen Dienstbarkeit kommt. Sie will sich dann ihr Verhältnis ändern, das Leben erleichtern, wodurch sie aber nach allerlei Schmerzen zu der Einsicht kommt, daß ihr früheres Leben die einzige Form eines für sie glücklichen Daseins ist. „Man kann es sich hier nicht aussuchen — heißt es zum Schluß —, wie man geliebt sein will; es giebt von der Liebe sovieler Arten, wie Sterne am Himmel oder Blumen auf Erden. Zwei davon sind: die eine, nach der alle Seelen dürsten und sich sehnen, wie nach dem Manna in der Wüste, die wie ein warmes Klima uns umgiebt, mit ewig blauem Himmel und Blüten und Früchten, wonnige Tage schenkend; die andre nordisch grau, herb, ja oft ungenießbar, aber dann hervorbrechend zur Zeit der Not, wie ein Strahl vom Himmel.“ Die Darstellung dieser verschiedenen „Arten der Liebe“ möchte man als das Programm der Olfers hinstellen, mag sie nun die Jungfer Modeste schildern, die glücklich ist, wenn sie nur recht viele Kinder um sich hat, für die sie, so fremd sie auch sein mögen, in mütterlichen Sorgen aufgeht; mag sie in „Frost in Blüten“ die unheilvollen Folgen der verkehrten Liebe eines Vaters zu seinen Kindern darstellen, welche das ganze Haus zu grunde richtet. Aber die Hauptsache bleibt ihr immer der Mensch, alles Innerliche; Nebensache die Umgebung sowohl zeitlich als räumlich; und nicht abstrakt, nach einer konstruirten Idee schaut sie den Menschen, sondern — bei allem Typischen, das sich auch oft in der Namengebung bekundet — offenbar so, wie sie ihn aus der eignen Erfahrung, der unmittelbaren Betrachtung ihrer häuslichen, groß- oder kleinstädtischen, bürgerlichen oder adlichen, bescheidenen oder geldstolzen Kreise kennen gelernt hat.

Diese Menschen kennt sie durch und durch und begleitet sie am liebsten von der Wiege bis zum Grabe; darum erschöpfen sich ihre Geschichten nicht auf ein einzelnes Motiv, sondern so reich, als das Leben selbst, sind sie an kleinen Beziehungen innerhalb des großen Rahmens, der allerdings künstlerisch dadurch geschädigt wird. Es sind kleine Romane, wie Spielhagen richtig bemerkt, und doch sind sie wieder zu skizzenhaft für den wirklichen Roman. Von den Männern liebt sie die starken, zuversichtlichen, an sinnlicher oder geistiger Energie überquellenden Naturen, Männer, deren Sein in stetig froher Arbeit

aufgeht; von solchen hat sie fast in jeder Erzählung einen angebracht, dem sie gern Schwache, Mutlose gegenüberstellt. Ihre Heldinnen stellt sie gern zart, hingebungsvoll, aber doch auch arbeitsfroh, sittlich streng, treu gegen sich selbst und andre dar. Auch Satire ist ihr nicht fremd, die sie aber doch zumeist gegen Frauen übt, welche übrigens in fein abgestuften Nuancen und wirksamen Kontrasten bei ihr auftreten. Sie vertritt die ursprüngliche Natur gegen die barocken Formen der Gesellschaft; sie macht sich lustig über die Kleinlichkeit der Kleinstädterinnen, die sie aber wieder in Schutz nimmt gegen den hohlen Vergnügungssinn und die leere Putzucht der Modedamen; ihre Sympathie schenkt sie denen, die einen großen Zug im Denken und Handeln, den Charakter der Selbstlosigkeit haben. Aber selbst ihre Satire ist gutmütig; sie strebt ängstlich nach Gerechtigkeit, nach Objektivität, und hat sie einmal, wie bei der Frau Stockfisch in „Regine,“ sich zu lange lustig über sie gemacht, so dreht sie gleich den Spieß um und beeilt sich, ihre guten Seiten zu beleuchten, sie in Schutz zu nehmen, ganz als wollte sie sie versöhnen: so objektiv stehen die eignen Gebilde ihrer Phantasie vor ihr. Sie hat eigentlich nirgends wirklich schlechte Menschen gezeichnet, höchstens aus Schwäche sündhafte, verbrecherische. Die Konflikte entstehen trotz der größten Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Personen unter einander aus den Tiefen ihrer ganzen Charakteranlage, der Kreuzung der Leidenschaften. So hat man immer das Gefühl, einen echt weiblichen Autor vor sich zu haben, der es selbst wagen darf, schelmische Zwischenbemerkungen über die „Männer“ zu machen, und dem man doch niemals etwas „Frauenzimmerliches“ vorwerfen möchte; im Gegenteile mag das Frauenhafte eines Autors nie so liebenswürdig, weil in der That edel weiblich, als ein unverfälglicher, goldener Quell von Liebe zu den Menschen erschienen sein, wie bei Marie von Olfers.

Denselben ästhetischen wie menschlichen Charakter trägt auch ihre neueste Dichtung in Versen von ganz ungewöhnlicher Anmut und reicher Bildlichkeit, die Simplicitas — eine Dichtung, welche ebensoweit hinausragt über die eignen bisherigen Leistungen der Schriftstellerin, als über das Maß des sonst gewöhnlich gebotenen.

Doch alles wissen, die sich selbst vergessen
Und alle Tiefen haben sie durchmessen,
Vom bittern Schmerz zur höchsten Lust,
Im Mitgefühl der treuen Brust —

heißt es an einer Stelle, und man könnte diese Verse sehr wohl als Motto dem Ganzen voranstellen; denn der der Schopenhauerschen Ethik entsprechende Gedanke, daß das Mitleid das wahre Fundament der Sittlichkeit sei, ist der Grundton der ganzen merkwürdigen Dichtung, ihre Idee, der Refrain, der in ihr immer wiederkehrt. Auch hier wieder, und zwar beabsichtigt, der märchenhafte Charakter der ganzen Handlung, eine ganz unbestimmte Gegend und Zeit, gänzliche Beschränkung auf das Reinnenschliche, in welches die äußere Natur

nur als Stimmungsbild hineinragt. Schon der Name der Heldin Simplizitas deutet auf diese mehr typische Kunst hin, und man wird nicht fehlgehen, wenn man sich in dieser Gestalt das typische Ideal der weiblichen Natur denkt, welches der Dichterin vor Augen schwebt; möglich auch, daß sie daran dachte, das weibliche Gegenstück zum Simplificissimus des Grimmselshausen zu schaffen; noch näher liegt der Vergleich mit Parzival.

Simplizitas ist ein junges Mädchen von ausgezeichnete Schönheit, Unschuld und Einfalt. Ihre Schönheit öffnet ihr alle Thüren der Menschen, zu denen sie aus der Einsamkeit des Waldes, in dem sie aufgewachsen, kommt, um Dienst und Unterkommen zu finden. Aber der Zauber, den ihre Schönheit und Unschuld ausübt, gereicht allen zum Unheil, die sie aufnehmen. Sie wird der Grund des Unterganges der Müllersfamilie, die sie zuerst in Dienst genommen: unbewußt stiehlt die schöne Magd der Müllerin die Liebe der Kinder und auch bald die des Mannes; es kommt Zwietracht in ihr eheliches Leben, das damit endet, daß der Müller in halbem Wahnsinn Haus und Hof anzündet, selbst verbrennt und Weib und Kind als Bettler zurückläßt. Dann nimmt ein junger Vogelfänger, der im Walde mit seiner Mutter lebt, Simplizitas ins Haus. Er liebt sie und will sie zu seinem Weibe machen. Doch die Rachsucht der verarmten Müllerin verfolgt sie bis in sein Haus, und sie entflieht in das nahe Kloster. Ob ihrer Flucht grämt sich der Jüngling zu Tode; das einfältige Mädchen läßt sich nicht erbitten, an sein Lager zu kommen, so innig auch seine Mutter darum flehen mag. Simplizitas kennt die Liebe noch nicht.

Umsonst bemüht sie sich (die Nonnen), ihr Gottes Wort zu lehren.
 Voll Andacht scheint sie zuzuhören,
 Und schien sie auch schon halb gewonnen,
 Braucht es nur einen Strahl der Sonnen,
 Ist sie entronnen.
 Mit Scheu betrachtet sie die heil'gen Wunden,
 Den Christ am Kreuz im Dornenkranz gebunden,
 Und kann die Liebe nicht verstehen,
 Die durch so leidensvolle Stunden
 Für uns zum Kreuze mochte gehen.
 Nicht von der Freude will sie scheiden,
 Ihr dünket, lieben heiße leiden.

Erst als sie gezwungen an das Sterbebett des toten Jünglings kommt, dämmert in ihrer bis dahin pflanzenartig dahinlebenden Seele ein Gefühl des Mitleids auf: „Denn treue Liebe weiß sich so zu rächen.“ Da weint sie auch zum ersten male im Leben. So lernt sie die Liebe als Leiden kennen. Aber nun kommt auch das Kloster, das sie gastlich aufgenommen, durch sie in Gefahr. Sie ist im Dorfe nach all dem Unheil, das sie freilich ohne Schuld angerichtet, als Heze verschrien; der Pöbel fordert sie von den Nonnen und droht schon, das geschlossene Kloster zu stürmen, da tritt der Graf Sever vom nahen Schlosse

dazwischen und rettet sie vor des Volkes Wut. Auch er unterliegt dem Zauber ihrer Schönheit, er wirbt um sie. Sie aber schenkt ihm zum Danke für die Rettung eine Blume und schiekt ihn fort mit den Worten:

Doch niemals sollst du wiederkommen,
Es würde deinem Glück nicht frommen,
Das selbe Ende würd' es nehmen
Mit Sterben und mit Grämen,
Ich hab es jetzt genug gesehn.

Er kommt indes immer wieder, wirbt von neuem um sie, spricht ihr von seiner Liebe. Da wehrt sie ihn verstört ab:

Sag' nicht: Du liebst! Das klingt wie Tod und Grab,
Schon jetzt hat sich dein Blick getrübt, verhüllt,
Du siehst die Wonne nicht, die rings die Erde füllt —
Wie Knosp' an Knosp' aus der Tiefe quillt,
Sich labend an der Sonne Schein,
Laß mich allein!
Kannst du nicht mit mir fröhlich sein?

Dem Sohne der Müllerin Klaus gelingt es indes, Simplizitas aus den Mauern des Klosters zu locken: sie soll ihm sterben, die sein Haus vernichtet hat. Nur dem Dazwischentreten der Mutter, die die Gerichte fürchtet, verdankt sie ihr Leben, doch wird sie in ein häßliches Loch im Walde gefangen gesetzt. Da findet sie Graf Sever auf seinen einsamen, melancholischen Wandernngen und trägt sie als wahre Märchenprinzessin auf sein Schloß, wo sie sich verbinden zu neuem Anheil: denn er kann nicht mit ihr fröhlich sein! Er haßt die fröhlichen Gesellen, die sie zu allerlei Lustbarkeit im Schlosse versammelt; die Gatten entfremden sich immer mehr. Selbst das Mädchen, das ihnen geboren wird, bringt sie nicht näher. Severs Versuche, sich Simplizitas zu höherer geistiger Gemeinschaft zu erziehen, mißglücken, er versteht sich nicht darauf. Besser trifft es sein älterer Bruder Armin, der ihn selbst als Waise aufgezogen. Das Kind außer Hause, bei der Amme, die dem Gatten treuer schien als die eigne Mutter, nähert sich die kindliche Einfalt zu sehr dem sinnigen Schwager, er liebt sie und fühlt sein Unrecht. Auch er geht bei dieser Liebe zu grunde, er stirbt, doch vor dem Tode versöhnt er noch Sever, will die Gatten vereinigen, die tief erschüttert vor ihm stehen.

Und hoffend blickt Simplizitas herauf;
Es steigt ein feuchter Glanz in ihren Augen auf.
Kann ich die Liebe finden, die du meinst?
Mit der du Trost und Glück vereinst?
Er aber (Armin) zog sie hin zu sich
Und frug: Was fürchtest du dich
Zu lieben und zu leiden?
Denn in den Beiden
Ist Schmerz und Wonne so verbunden,
Daß oft die Wonne ward im Schmerz gefunden,
Gott weiß das Glück oft wunderbar zu kleiden.
Sieht aus wie Elend oder Leid
Und ist doch lauter Seligkeit.

Da endlich geschieht die Umwandlung mit Simplizitas — ihr naiver Egoismus ist gebrochen, oder wie die Dichterin es mystisch ausdrückt:

Es öffnete der Herr sein heilig Eden
 Vor ihrer halbbewußten Seele
 Und zeigte, welch ein Glück ihr fehle;
 Dem Engel gleich, der ausgestoßen schmachtet,
 Weil er des Himmels Seligkeit verachtet.
 So liegt sie da, von Sehnsucht heiß umweht
 Nach jener Liebe, die sie oft verschmäht.

Nachdem sie nun die wahre Liebe erkannt hat, soll sie das Kreuz auf sich nehmen und — schwer genug daran zu tragen haben. Nach dem Tode des Bruders verfällt Sever in schwere Krankheit; er haßt Simplizitas, die ihm soviel Unheil gebracht; doch sie weicht nicht von seinem Lager. Erst als er nach der Genesung fortfährt, sie von sich zu weisen, zieht Simplizitas aus dem Schlosse des Gatten. Ihr erster Weg ist zur Amme, sie will ihr eigen Kind wieder haben. Die Amme will es der lieblosen Mutter zunächst nicht geben, doch als sie die Wandlung in der schönen Frau und ihre Liebe zum Kinde erkennt, fühlt sie sich nicht länger berechtigt, es ihr vorzuenthalten. Nun lebt Simplizitas mit dem Kinde ganz märchenhaft im Walde, in eben jenem Loche, wo sie einst gefangen saß. Von Almosen und den Früchten des Waldes erhält sie sich und ihren Schatz. Da kommt der Winter, und sie sucht nach Unterkunft in ihrer grausamen Not — sie klopft bei der Mutter des Vogelfängers an, der um sie gestorben. Wohl will die alte Frau, der sie das einzige Kind geraubt, sie verjagen, doch schließlich hat sie Erbarmen, und nun leben sie alle drei zusammen. Als die Alte stirbt, vermacht sie ihr ihren kleinen Besitz. Eines Tages kommt das Kind der Müllerin zu ihr und bittet um ein Stück Brot für die Mutter, diese ist unterdes erblindet von all den Thränen, die sie um den Verlust ihres Klaus vergossen, welchen Graf Sever damals bei der Auffindung der Simplizitas auf zehn Jahre in den Kerker werfen ließ. Dieses Weib nun, dem sie soviel Leid zu verdanken hatte, wird von Simplizitas in ihr Haus aufgenommen; sie pflegt sie, sie rettet sie aus tödlicher Krankheit, und doch will die blinde Müllerin, als sie erfährt, wer ihre Wohlthäterin sei, aus dem Bette springen und die „Hexe“ meiden, welche sie so tief haßt, nur daß sie ihre Schwäche daran verhindert. Doch unter der liebevollen Pflege der Samariterin schwindet der langjährige Haß der Müllerin, sie liebt ihre frühere Feindin, und als sie von der Rückkehr ihres endlich freigewordenen Sohnes vernimmt, da denkt sie zunächst an die Sicherheit ihrer Retterin, die sie der Rache desselben ausgesetzt ahnt. Ein Zufall fügt es, daß Simplizitas nicht zu Hause ist, als die Blinde ihren Klaus in der Schenke auffuchen will, wo sie ihn zu treffen hofft, sie nimmt der größern Sicherheit wegen das Kind ihrer Pflegerin mit sich. Doch in der Schenke entladet sich der zehn Jahre lang genährte Haß des Burschen gegen die eigene Mutter, welche die Wohlthat der Feindin annahm; er will sich eben an dem Kinde vergreifen — als Simplizitas noch rechtzeitig dazu kommt, es ergreift und flüchtet. Der Pöbel verfolgt sie, und von einem Steinwurf getroffen, sinkt sie Sever tot in die Arme, der zu spät zu ihrer Rettung herbeikommt.

Es war notwendig, die Handlung der Dichtung hier zu skizziren, um den Gedanken derselben mitzuteilen, denn Fabel und Idee lassen sich in ihr, als wahren Kunstwerk, nicht trennen. Und doch haben wir das Wichtigste noch nicht gesagt, eine Gestalt ganz übergangen, die immer und an den wichtigsten Punkten der Dichtung auftritt und wohl den ganzen Gehalt derselben erst erläutert. Es ist die Mutter der Simplizitas. Diese wird als

die Verkörperung des Egoismus hingestellt, sie ist als Hexe in der ganzen Umgebung verschrien und gefürchtet, sie schiebt ihr Kind aus der Waldeinsamkeit unter die Menschen, um Unheil anzustiften, sie freut sich schadenfroh über alles Unglück, das hereinbricht, sie warnt Simplizitas vor der Liebe der Menschen, die mit Leid verbunden ist, sie beraubt ihre Tochter alles Goldes, das sie als Gräfin mit sich trägt, und fordert das einfältige, allezeit anhängliche Kind auf, ihr noch mehr Gold aus dem Schlosse zu bringen, und so lange Simplizitas ihr anhängt, bleibt sie der „reine Thor.“ Erst in jener Peripetie der Handlung beim Tode Armins sagt sich Simplizitas von ihrer Mutter los, und damit beginnt die Zeit ihrer inneren Freiheit. Und als sie am Schlusse vom Stein getroffen tot zusammensinkt, da taucht wieder die dämonische Gestalt der Hexe auf und ruft der Müllerin zu:

Ich sag' es ihr! ich warnte sie!
 Jetzt hat sie selbst das Glück erkannt,
 Das sie in solcher Liebe fand!
 Mein war sie einst — ich zog sie auf mit Müh,
 Allein es scheint, Gott habe mich vergessen,
 Als er das Glück den andern zugemessen;
 Weshalb ward mir Simplizitas geraubt
 Und nicht auch dir der Sohn! da du wie ich im Grolle
 Der Rache gabst sein junges Haupt,
 Das unbewußte, unschuldsvolle!
 Gehört für mich allein das Leid?
 Ihr nennt's am Ende noch Gerechtigkeit,
 So Gott die Hexe straft und jener dort verzeiht.

Es läßt sich nicht leugnen, daß zwischen den beiden Parallelhandlungen, der Entwicklung der Simplizitas und der Hexe, keine rechte Einheit besteht. Oder soll man die Hexe als die Rehrseite der menschlichen Natur ergänzend zu der idealen Heldin auffassen? Die Geschichte der Einfalt ist allein für sich ein so hervorragendes Kunstwerk und absorbiert so sehr das Interesse des Lesers, daß alles andre ihn stört, und daß ihn selbst der Tod derselben, als ethisch unmotiviert, verlezt; denn warum soll die Welt dem geläuterten Menschen kein genügender Wohnort mehr bleiben? Ist nicht der Gedanke der thätigen Liebe der Gedanke der Dichterin, den sie als sittliches Ideal hinstellt? Wohl, dann aber hätte Simplizitas leben bleiben sollen, um thätig sein zu können. Die Apotheose der Heldin widerspricht dem eignen Grundgedanken der Dichtung.

Dennoch müssen wir den hohen poetischen Wert derselben ohne Rückhalt anerkennen, wollen auch hinzufügen, daß die letzten Worte mehr eine Frage als ein abschließend ablehnendes Urteil sein sollen. Möglich, daß andre sich den Sachverhalt anders auslegen — dann ist aber auch schon diese Unklarheit, welche die Dichtung im Leser zurückläßt, ein künstlerischer Mangel.

